

Susanne Heine

„Zuerst wurde Adam erschaffen, danach Eva“

1. Eine kleine Geschichte zu Beginn

Sie kennen vielleicht die in pietistischen Kreisen beliebte Übung, die eine Art „Stichlese“ darstellt: Man nimmt die Bibel her, schlägt sie auf, ohne hinzusehen, führt den Finger an eine Textstelle und sieht dann nach, was dort steht. Eine solche nach dem Zufallsprinzip gewählte Stelle gilt dann als Wort zum Tage, wenn nicht sogar als Wegweiser für das Leben. Aus der mündlichen Überlieferung stammt die Geschichte, dass ein Mensch Rat sucht und mit der Stichlese an die Stelle kommt, wo es heißt: „Und Judas ging hin und erhängte sich“ (Mt 27,5). Der Mensch erschrickt, denkt sich, das kann nicht das Wort zum Tage, geschweige denn der Wegweiser für das Leben sein, wiederholt den Vorgang und trifft auf den Satz: „Gehe hin und tue desgleichen“ (Lk 10,37).

Diese Geschichte ist zum Lachen. Aber warum lachen wir? Wir lachen, weil die beiden Texte zum einen aus dem Zusammenhang, dem Kontext, gerissen sind, aber zum anderen durch den Zufall zusammengefügt, einen neuen und eigenständigen Sinn ergeben; und schließlich widerspricht der zufällig entstandene Sinn dem „Geist“, also dem gesamten Sinnzusammenhang der biblischen Schriften, die nicht die Absicht haben, den Selbstmord zu empfehlen. Der „Witz“ der Geschichte liegt also darin, dass sie bewusst macht, wie absurd es ist, einzelne Sätze aus dem engeren Kontext etwa einer Erzählung (über das Ende des Judas) oder aus dem weiteren Sinnzusammenhang eines ganzen Buches herauszulösen.

Der Kontext wird aber nicht nur in der Stichlese vernachlässigt, die lediglich ein extremes Beispiel dafür darstellt. Meistens sind es simple persönliche Interessen, die uns in der Bibel als Autorität nach „Beweisen“ für die Richtigkeit des eigenen Urteils, oft unbewusst auch nach Bestätigung der vorgefassten Meinung suchen lassen. Das ist ein alltäglicher Vorgang bei der unmittelbaren, distanzlosen Lektüre, so dass sich dann über (fast) alles sagen lässt: Hier steht's ja geschrieben. Gerade wenn es um das heikle Frauenthema geht, ist man(n) damit schnell bei der Hand; denn steht nicht wortwörtlich geschrieben: „Wie in allen Gemeinden der Heiligen sollen die Frauen in der Gemeindeversammlung schweigen“ (1 Kor 14,34)? Und deshalb gibt auch gerade das Frauenthema Anlass dazu, sich zunächst einmal zu vergegenwärtigen, dass das Verstehen biblischer Aussagen und Texte ein sehr komplexer Vorgang ist.

Im folgenden geht es zuerst um eine Skizze des Verhältnisses zwischen Text und Kontext, dann um die Frage, welche Reflexionsschritte nötig sind, um sich einem größeren Sinnzusammenhang bzw. der „Mitte der Schrift“ anzunähern; schließlich soll am Beispiel des Textabschnittes 1 Tim 2,8-15, aus dem das Motto für diese Veranstaltung stammt, gezeigt werden, wie eine kontextuelle Auslegung Verständnis fördern kann und zugleich ermöglicht, eine kritische Distanz theologisch zu begründen.

2. Elemente des Kontextes

a) Wörter stehen in größeren Zusammenhängen

Der Begriff Kontext weist darauf hin, dass einzelne Wörter ihren Aussagesinn aus dem ganzen Satz gewinnen, einzelne Sätze auf den Aussagesinn eines größeren Absatzes bezogen sind, und die Absätze wieder im Zusammenhang einer literarischen Einheit (etwa eines Briefes) stehen. Auch biblische Texte sind in solchen konzentrischen Kreisen angeordnet, von der kleinsten bis zur größten Einheit: Wort, Satz, Absatz, Kapitel, Einzelschrift (etwa ein Evangelium) und das gesamte Buch, bestehend aus dem ersten („Alten“) und zweiten („Neuen“) Testament, deren Schriften innerhalb einer Zeitspanne von vielen Hunderten von Jahren entstanden sind.

b) Die Verfasser leben in einer anderen Zeit

Zum Kontext gehört auch der sogenannte „Sitz im Leben“: Hinter jeder biblischen Schrift stehen konkrete Menschen, die an einem bestimmten Ort und in konkreten politischen und wirtschaftlichen Zeitumständen leben; sie sprechen eine bestimmte Sprache und haben ihre eigene,

unverwechselbare Biographie; die Probleme, die sie bewegen, sind nicht immer die unseren, weshalb sich auf gegenwärtige Fragen nicht sofort passende Antworten finden. Zu den Zeitumständen zählen auch die Ideen und Weltanschauungen, die in den Köpfen der Menschen nisten, für das jeweilige kulturelle Ambiente bestimmend sind und sich in der Geistesgeschichte niederschlagen.

c) Die ersten Adressaten und späteren LeserInnen stammen aus einer anderen Zeit

Dasselbe gilt selbstverständlich auch schon für die ersten Adressaten der Schriften, die mit den Verfassern den soziokulturellen Lebensraum teilen, den sie daher einander nicht erklären müssen. Lesen wir diese Schriften 2000 Jahre später, müssen wir diesen komplexen Kontext mühsam rekonstruieren, um zu entdecken, was die Autoren der Texte gemeint haben könnten mit dem, was sie sagen. Daher gehört zum Kontext auch die Überlieferungsgeschichte: Wie wurden die Texte verstanden? Was war den folgenden Generationen wert, weitergesagt und weitergeschrieben zu werden? Hier geht es um die Perspektive der Rezipienten, die sich von der Perspektive der Autoren zum Teil stark unterscheiden kann. Schon die biblischen Texte selbst zeigen mehrfache Schichten der Überarbeitung durch Redaktoren und sind Belege dafür, wie unterschiedlich Aussagen sogar von Zeitgenossen verstanden werden können. Und wenn Menschen, die Hunderte von Jahren später in ganz anderen soziokulturellen Zeitumständen leben und von einer ganz anderen Ideen- und Geistesgeschichte geprägt sind, die biblischen Texte lesen, werden sie vieles anders oder neu verstehen.

d) Kontext ist auch die literarische Gattung

Schließlich muss als Kontext die literarische Gattung in Betracht gezogen werden: Handelt es sich um ein Gebet (wie bei den Psalmen), um eine Sinnaussage der Glaubens (wie etwa die Rede von der Menschwerdung Gottes), um eine ethische Ermahnung oder um einen realen Konflikt, wie zum Beispiel der Fall von Inzest, der sich in der Gemeinde in Korinth zugetragen hat (1 Kor 5,1ff)? So unterschiedlich wie die literarische Gattung ist der rezipierende Zugang: Während ein Psalm zum Nach- und Mitbeten auffordert, fordert der Fall von Inzest ebenso wenig zur Nachahmung auf wie der Selbstmord des Judas. Vielmehr gibt eine solche verfehlte Praxis als moralisches Problem zu denken.

Aber wie kommen wir zu diesem Urteil, dass es sich im Falle der Psalmen um eine spirituelle Praxis, im Falle des Selbstmords des Judas um eine verfehlte Praxis handelt? Es ließe sich zum Beispiel fragen, ob der verzweifelte Selbstmord nicht so etwas wie ein Strafgericht Gottes ist, um danach jeden Selbstmord ebenso zu beurteilen. Die Frage, auf welcher Ebene die Aussagen der biblischen Texte liegen, ob sie als Zuspruch, Ermahnung oder Verwerfung zu verstehen sind, kann daher nur aus dem größeren Ganzen eines Sinnzusammenhangs beantwortet werden, und es ist nicht leicht, sich diesem anzunähern.

3. Der Sinnzusammenhang

a) Sinn hat mit Überzeugtsein zu tun

Sinn ist keine objektive Tatsache, auf die man nur einfach hinweisen könnte, um zu sagen: Schau her, da liegt jetzt der Sinn einer Aussage oder eines Textes. Sinn muss gefunden, entdeckt werden; den Sinn muss ich selber finden, er muss mir einleuchten, um mein eigener Sinn zu werden, der mich dann auch zum Handeln motiviert. Sinnhaftigkeit lässt sich nicht lehren und lernen in der Weise, dass jemand zu mir sagt: Das musst du jetzt für sinnvoll halten. Als Kinder werden wir zwar von Eltern und anderen Autoritätspersonen auf bestimmte Normen und Werte hin konditioniert, denen wir dann folgen, aber das bleibt äußerlicher Gehorsam. Im Zuge des Heranwachsens nimmt die Eigenständigkeit zu, kommt die Rückfrage, warum etwas gut und sinnvoll ist oder nicht, und bildet sich eine eigene Überzeugung. Und Glaubenssinn hat mit Überzeugtsein zu tun.

Nicht immer muss das, was wir gehorsam gelernt haben, verworfen werden, aber es bleibt uns nur dann erhalten, wenn uns dessen Sinnhaftigkeit irgendwann einmal einleuchtet. Unterdrücken starre Gehorsamsforderungen jeden Versuch zur eigenständigen Aneignung, dann läuft es auf

konfliktreiche Opposition und Verwerfung von beiden Seiten hinaus. Zwischen blindem Gehorsam und Rebellion liegt der Weg stetiger interessierter Auseinandersetzung, der überlieferte Sinnhorizonte modifiziert. Das lässt sich für die Beziehung zwischen den Generationen ebenso sagen wie für die Beziehung zu einem Überlieferungsgut, das wie das biblische in der Gestalt von Texten auf uns zukommt.

b) Sinn ist nicht „beweisbar“

Zu dem, was wir Sinn nennen, gehört auch, dass dessen Gültigkeit sich dem Beweis entzieht. Nehmen wir zum Beispiel den Fall Galilei. Galilei war aufgrund seiner neuen Theorie, dass die Erde um die Sonne kreist, vor das Inquisitionsgericht gekommen. Er wurde zum Widerruf gezwungen und hat nicht widerstanden. Er musste auch letztlich nicht widerstehen, denn in seinem Fall ging es nicht um den Glauben, sondern um eine Tatsache, die sich beweisen ließ. Tatsachen wollen zur Kenntnis genommen werden, aber sie sind nicht imstande, einem Leben Sinn und Bedeutung zu verleihen. Für beweisbare Tatsachen muss daher niemand persönlich einstehen und womöglich das Leben opfern. In Glaubensdingen verhält es sich genau umgekehrt: Hier geht es um eine umfassende Sinn-, Lebens- und Weltdeutung, die sich nicht beweisen lässt, und für die Menschen als Zeugen einstehen müssen, um sie unter Umständen auch gegen Widerstände zur Geltung zu bringen.

4. Die Differenz zwischen Sagen und Meinen

Sinn ist also nicht von der Art einer objektiven Tatsache, aber er ist auch nicht nur eine bloße subjektive Einbildung. Sinn bildet sich in der Auseinandersetzung mit einem oft recht widerständigen Gegenüber, seien es Menschen, Ereignisse oder Texte, die sich nicht gleich erschließen. Hier ist die gemeinschaftliche Kommunikation von Bedeutung, die in der Differenz von Sagen und Meinen steht. Wir kennen das Problem aus den alltäglichen Gesprächen, die dann häufig zu Missverständnissen führen, wenn der/die eine etwas sagt, aber der/die andere nicht versteht, was mit dem Gesagten gemeint ist. Wenn das Gespräch nicht scheitern soll, braucht es die Rückfrage: Verstehe ich dich recht? Was meinst du mit dem, was du sagst? Hast du das gemeint oder etwas anderes? Indem ich zuhöre und mich in andere hineinversetze, entsteht Beziehung; das ist im Umgang mit Texten nicht anders als im Umgang mit Menschen.

Die Briefe des Apostels Paulus wurden zu dessen Lebzeiten in den Gemeinden öffentlich verlesen. Jeder und jede werden sie auf ihre Weise verstanden und kommentiert haben. Solange Paulus gelebt hat, war es möglich, im Falle von unterschiedlichen Weisen des Verstehens zurückzufragen, brieflich oder mündlich anlässlich eines Besuches. Paulus war in der glücklichen Lage, dass er widersprechen, Missverständnisse aufklären und sagen konnte: Das habe ich jetzt nicht gemeint, sondern etwas anderes. Das ließ sich dann diskutieren. Uns kann er nicht mehr widersprechen, wenn wir denken, er habe etwas Bestimmtes gemeint mit dem, was er gesagt bzw. geschrieben hat. Wir müssen heute seine Rolle mit übernehmen, immer die Gegenprobe machen in der Weise, dass wir uns fragen: Kann Paulus das wirklich gemeint haben? Oder indem wir einmal probeweise annehmen, er hätte das Gegenteil dessen gemeint, was uns so unmittelbar einzuleuchten scheint. Auslegung ist der Versuch, Texte, Autoren zu verstehen, und das läuft in derselben Weise ab wie in persönlichen Gesprächen anhand und entlang der fairen Rückfrage: Was meinen die Texte eigentlich mit dem, was sie sagen? Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir uns bemühen, den größeren Sinnzusammenhang, den Denk- und Vorstellungshorizont einer biblischen Schrift zu erfassen.

5. Die Sinnmitte der Schrift

Der größere Sinnzusammenhang wird mit der Wendung „Mitte einer Schrift“, also etwa des Römerbriefes, oder in bezug auf die gesamte Bibel als „Mitte der Schrift“ bezeichnet. Für Martin Luther zum Beispiel war die Christologie Mitte der Schrift, oder in seinen Worten gesagt: „Was Christum treibet“. Mitte meint das, was zentral ist, worauf alles hinausläuft, was unverzichtbar ist; und das bedeutet, dass es auch weniger zentrale Aussagen gibt. Also müssen die Aussageebenen

unterschieden werden. Das Moralproblem mit dem Fall von Inzest in der korinthischen Gemeinde kann nicht Mitte der Schrift sein, denn hier stehen nicht Gott und Glaube im Zentrum, sondern eine moralische Verfehlung. Als Mitte der Schrift können daher nur theologische Aussagen gelten wie etwa: „Gott wurde Mensch aus Liebe zur Welt und den Menschen“.

Auch Paulus selbst trifft diese Unterscheidung, wenn er zum Beispiel sagt: Ich empfehle euch, nicht zu heiraten; das ist besser, denn dann habt ihr weniger Sorgen und alle Energie frei für ein Leben als Gottesdienst so wie ich. Aber er sagt dazu: Das ist meine Meinung und nicht ein Gebot des Herrn (1 Kor 7,25.40). In anderen Fällen spricht er in der Autorität dessen, dem eine göttliche Offenbarung zuteil wurde, wenn er etwa schreibt: Ich sage euch weiter, was auch ich empfangen haben, dass nämlich Christus für unsere Sünden gestorben ist (1 Kor 15,3). Hier geht es nicht um eine persönliche Meinung, sondern um die Grundlage des christlichen Glaubens. Im Unterschied zur persönlichen Meinung verlangen theologische Aussagen wie die von der Menschwerdung Gottes Allgemeingültigkeit. Damit ist noch nicht gesagt, dass solche Aussagen gleich für alle Menschen plausibel und damit sofort allgemein gültig sind. Aber die Aussage selbst beansprucht, für alle Menschen Bedeutung zu haben, und insofern bildet sie die Mitte der Schrift. Ohne eine solche Sinnmitte als Klammer für diverse Einzelaussagen würde die Schrift in Teile zerfallen und willkürlichen Interpretationen Raum geben.

In bezug auf das Frauenthema bedeutet das: Wenn Gott, der aus Liebe zu den Menschen selbst ein Mensch wird, die Mitte der Schrift darstellt, dann wäre es absurd zu sagen: Gott wird ein Mann aus Liebe zu den Männern. Ich denke, es leuchtet sofort ein, dass eine solche Aussage nicht das Evangelium sein kann.

6. Sprachkritik und Metaphernsprache

Um dem besonderen Sinn von theologischen Aussagen auf die Spur zu kommen, braucht es die Sprachkritik, und das heißt: Ich muss die Frage stellen, in welcher Relation Aussagen über den Menschen zu Aussagen über Gott stehen, wenn sich Gott und Mensch grundsätzlich unterscheiden. Ein konkretes Beispiel: Wir sprechen von Gott als Vater. Es ist aber auch durchaus möglich zu sagen: Gott ist (unsere) Mutter.

Es gibt weiters eine Reihe von Beispielen aus der hebräischen Bibel, wo Gott mit Tieren verglichen wird, mit einer Tiermutter, etwa einer Henne, die ihre Flügel schützend über die Küken hält, oder mit einer Bärin, die ihre Jungen verteidigt. Vater, Mutter, Henne, Bärin - das alles sind Metaphern, und niemand würde im Falle der Tiermetaphern auf die Idee kommen, Gott für ein Huhn zu halten. Merkwürdigerweise sind wir aber geneigt, im Falle der menschlichen Metaphern Aussagen wie „Gott ist unser Vater“ wörtlich zu nehmen und Gott mit unserem leiblichen Vater zu identifizieren. Dasselbe geschieht, wenn das männliche Genus des Wortes Gott zum Anlass genommen wird, Gott im biologischen Sinne als Mann zu sehen.

Niemand hat Gott jemals gesehen. Wenn wir unsere Erfahrungen und Einsichten aus der Gottesbeziehung heraus interpretieren, dann können wir nur in metaphorischer Sprache reden, also in Bildern und Symbolen, weil wir an die Grenze unseres sprachlichen Ausdrucksvermögens kommen. Jede Aussage über Gott bleibt asymmetrisch. Wenn ich sage: Gott ist Vater, dann lässt sich eine solche Aussage nicht in der Weise einer einfachen Symmetrie umkehren, um zu sagen: Mein Vater ist Gott bzw. die Väter sind Götter; oder: Der Mann ist Gott bzw. die Männer sind Götter. Dasselbe gilt für die Aussage: Gott ist Mutter. Ich kann das nicht umkehren und sagen: Meine Mutter ist die Göttin; oder: Frauen sind Göttinnen. Was die Metaphern zum Ausdruck bringen wollen, ist eine Relation, sind Verhaltensweisen, die eine positive Beziehung stiften: Gott verhält sich zu den Menschen wie sich zum Beispiel liebende, schützende (menschliche oder tierische) Eltern ihrem Nachwuchs gegenüber verhalten. Metaphern wollen abstrakte Begriffe wie Liebe, Schutz, Vertrauen anschaulich machen als Ausdruck einer lebendigen Gottesbeziehung.

Die biblischen Gottesmetaphern dürfen also nicht wörtlich genommen oder als symmetrische Aussagen missverstanden werden, denn dies würde den Unterschied zwischen Gott und Mensch nivellieren und Menschen (Väter und Männer, auch Mütter und Frauen) zu unangemessenen Ehren bringen. Insofern ist das Diktum von Mary Daly: „Wenn Gott männlich ist, dann ist das Männliche

Gott“ (Mary Daly, Jenseits von Gottvater, Sohn und Co, München 1978, 47), als Kritik zu verstehen an einer auch in den Kirchen verbreiteten Haltung, die Gott für alle möglichen imperialen, patriarchalen, nationalen, kolonialen Interessen in Anspruch nimmt. Gegenüber einem solchen Missbrauch plädieren nun viele Frauen für den Bildersturm, um, mit Meister Eckart „aller Bilder ledig“, die mystische Gottesrede via negationis („durch Verneinung“) zu praktizieren und nur noch zu sagen, was Gott nicht ist: nicht endlich, nicht sterblich, nicht Vater, nicht Mutter usw., oder nur noch zu schweigen.

Eine solche zwischenzeitliche Radikalkur kann auch wirklich dazu helfen, Metaphern loszuwerden, die abgestorben, blutleer und Opfer von Missbrauch geworden sind. Wo etwa für Frauen Metaphern ihre unmittelbar sprechende und menschenfreundliche Bedeutung verloren haben, ist es an der Zeit, neue und lebendige Metaphern zu kreieren.

7. Wechselwirkungen

Immer geht es in der Auslegung darum, den Sinnzusammenhang von Texten mit dem Sinnhorizont des Lesers und der Leserin so zusammenzuführen, dass diese ihren je eigenen Sinn darin entdecken können, indem sie auch Neues in Erfahrung bringen. Der entsprechende Schlüsselsatz in der Homiletik bzw. Rhetorik lautet: Der Hörer (die Hörerin) predigt mit. Das gilt auch in bezug auf das Lesen: Wir lesen mit. Was wir hören oder lesen bzw. verstehen, was uns anspricht, wird mit dem, was andere hören bzw. verstehen, nie deckungsgleich sein. Auch der Aussagesinn der Schriftworte lässt sich nicht eins zu eins auf die Rezipienten übertragen, als wäre er eine ansteckende Krankheit. Immer spielt mein eigener Kontext mit, meine eigene Geschichte, meine Biographie und mein daraus resultierendes Vorverständnis.

Wer aus einer kirchlichen Sozialisation kommt und mit der Bibel von Kindesbeinen vertraut ist, wird anders lesen und verstehen als solche, die zum ersten Mal die Bibel aufschlagen. Viel hängt davon ab, ob die lebensgeschichtlichen Erfahrungen mit der Kirche und ihren Repräsentanten auf die Seele heilend gewirkt haben oder beschädigend wie etwa auf Tilmann Moser, der die Kirche verlassen und sein Heil in der Psychotherapie gesucht und gefunden hat. (Tilmann Moser, Gottesvergiftung, Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1980) Viele Frauen erleben das kirchliche Ambiente als entmündigend und demütigend. Solche Lebenserfahrungen prägen das vorausgehende Interesse, das Vorverständnis, das sich zum Vorurteil verhärten kann, so dass ich nicht mehr imstande bin, offen und neugierig auf Texte zuzugehen und mich deren fremder Gestalt auszusetzen. Damit kann ein Prozess des Verstehens erst gar nicht in Gang, geschweige denn zum Ziel kommen.

Verstehen kann nicht heißen, das „Objekt“ Text so objektiv in mich aufzunehmen, dass ich mit den Verfassern identisch werde und schließlich als Paulus oder Johannes auftrete. Verstehen kann aber auch nicht heißen, dass das, was mir spontan einfällt, schon der Weisheit letzter Schluss ist. Vielmehr kommt es darauf an, dass Objekt und Subjekt, der Text und ich, in einer permanenten Wechselbeziehung stehen, was voraussetzt, dass ich über mich selbst und mein Vorverständnis nachdenke und mich zugleich redlich bemühe, mich loszulassen und in andere hineinzusetzen. So mühsam das auch erscheint, liegt gerade in dieser lebendigen Wechselbeziehung der Reiz, der die Bibelauslegung nie zu einem Ende kommt lässt, um zu sagen: Das ist jetzt der endgültige, unerschütterliche Sinn dieses Textes oder jener Aussage.

8. Der verborgene „Zeitgeist“

Wir sollten uns nicht anmaßen zu glauben, wir könnten jemals ganz genau wissen, was ein Paulus, ein Johannes oder ein Lukas wirklich gemeint haben mit dem, was sie uns zu lesen geben. Denn es wird das bleiben, was man die Aufklärungsresistenz des Subjekts nennt; damit ist gemeint: Ich kann mich selbst nie ganz entschlüsseln und den jeweiligen „Zeitgeist“, in dem ich stehe, nie völlig abschütteln. Das ist eine Anspielung auf die Diskurstheorie, die darauf aufmerksam machen will, dass wir alle in Sprachdiskursen leben und denken. Auch das lässt sich aus der Alltagserfahrung erkennen: Wir wissen in der Regel, wie und was wir in bestimmten Milieus und Situationen und gegenüber bestimmten Menschen sagen dürfen und was nicht. Im vertrauten, familiären Kreis reden wir unverblümt über Menschen als im offiziellen Ambiente des Büros. Vieles, was Eltern

einander mitteilen, verschweigen sie gegenüber ihren Kindern. Nicht alles, was wir in unserem Herzen bewegen, sprechen wir in einer öffentlichen Rede aus.

Was uns bei solchen Überlegungen leitet, ist die Frage, wie das, was wir sagen, bei anderen ankommen könnte. Wo es um den Glauben geht, wollen wir ausdrücklich, dass das, was wir sagen, bei anderen ankommt; wir wollen andere überzeugen. Die Kunst der Überzeugungsrede besteht nun darin, bei den anderen einen sogenannten Anknüpfungspunkt zu suchen, und dieser ist eng mit dem jeweiligen Zeitgeist verbunden. Eine Auslegung, die in der Verkündigung, in Predigt und Unterricht gegenwartsrelevant sein will, kann daher einerseits dem Zeitgeist nicht völlig entgehen. Andererseits kann eine lebendige Beziehung zu biblischen Texten jedoch nur in der Verbindung mit dem Zeitgeist zustande kommen. Dieses Problem werden wir nicht so einfach los.

Ein Beispiel:

Die Auslegungsgeschichte der Erzählung vom verlorenen Sohn

Als Beispiel dafür einige Stichproben aus der Auslegungsgeschichte der Erzählung vom verlorenen Sohn: Im 17. Jahrhundert der zunehmenden konfessionellen Polemik lag der Schwerpunkt der evangelischen Interpretation auf Gott; Gott, der liebende Vater, kommt uns, den verlorenen Kindern, die keine guten Werke vorweisen können, entgegengelaufen und nimmt uns allein aus Gnaden auf. Im 18. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Pädagogik, rückt der ältere Sohn in den Mittelpunkt; dieser, der nie ein Gebot übertreten und dem Vater nur Freude bereitet hat, wird zum Vorbild der kindlichen Tugend, die nun wichtiger ist als die Gnade.

Um die Jahrhundertwende, als reformpädagogische, liberale Erziehungsmodelle aufkommen, wird der Vater kritisch unter die Lupe genommen. Hätte der Vater seinen Sohn nicht so unmenschlich streng erzogen, wäre der Sohn nicht davongelaufen. Ein Sprung in die 60er und 70er Jahre, die Jahrzehnte der Emanzipation: Nun richtet sich die Aufmerksamkeit auf den Sohn, der aufgrund seines lobenswerten Emanzipationswillens aus dem Vaterhaus auszieht. Kritisiert wird hingegen, dass er sich aus seiner Not heraus dazu hat verleiten lassen, wieder zum Vater zurückzukehren. Die 80er Jahre waren von einem narzisstischen Klima bestimmt und entsprechend steht die Fremde im Mittelpunkt, in die der Sohn zieht, um durch Einsamkeit und Verzweiflung seine innere Entfremdung zu erleben. Zum Vater zurückgekehrt, wird ihm ein Fest bereitet, das ihn in den Mittelpunkt stellt, so dass sein Ich sich endlich erheben und großartig fühlen kann. Vielleicht könnte heute wieder der daheim gebliebene Sohn die Aufmerksamkeit auf sich ziehen als geschickter Manager und Organisationsentwickler, der den Betrieb des Vaters an die Börse bringt und es gar nicht notwendig hat, davonzulaufen.

Eine solche Abhängigkeit vom Zeitgeist merken wir erst im Rückblick, aber allein die Tatsache einer solchen Abhängigkeit zu erkennen, kann dazu beitragen, dass wir mehr als in den genannten Beispielen auf die Wechselbeziehung zwischen Fremd- und Selbstverständnis achten und unsere jeweiligen Interpretationen nicht als einzig gültigen, „objektiven“ Sinn eines Textes aus- und anderen vorgeben.

9. Das Beispiel: 1 Tim 2,8-15

a) Der Kontext eines Mottos

Wie sieht das zu Kontext und Sinnzusammenhang Gesagte nun konkret aus? Als Motto für diesen Artikel wurde ein Satz aus dem 2. Kapitel des 1. Timotheusbriefes gewählt: „Zuerst wurde Adam erschaffen, danach Eva.“ Auch dieser Satz steht in einem weiteren Kontext, der lautet (8-15): „So will ich nun, dass die Männer an jedem Ort beten, indem sie heilige Hände aufheben ohne Zorn und Zweifel. Ebenso, dass die Frauen in ehrbarer Kleidung sich schmücken mit Anstand und Sittsamkeit, nicht mit Haarflechten und Gold oder Perlen oder kostbarer Kleidung, sondern mit dem, was sich für Frauen ziemt, die sich durch gute Werke zur Gottesverehrung bekennen. Eine Frau lerne still in aller Unterordnung; zu lehren aber gestatte ich einer Frau nicht, auch nicht, sich über den Mann zu erheben, sondern ich gebiete ihr, sich still zu verhalten. Denn Adam wurde zuerst geschaffen, danach Eva. Und Adam wurde nicht verführt, aber die Frau wurde verführt und ist in Übertretung geraten. Sie wird aber gerettet werden durch das Kindergebären, wenn sie in Glauben

und Liebe und Heiligkeit mit Sittsamkeit bleibt.“

Wenn die Aussage, dass die sündigen Menschen aus der Gnade und Barmherzigkeit Gottes gerettet werden, zur Mitte der Schrift zählt, dann gilt das hier in bezug auf die Frauen offenkundig nicht: Sie werden aufgrund von Sittsamkeit und guten Werken sowie durch Kindergebären gerettet. Die feministische Kritik, das Heilswerk Gottes beziehe sich auf das bevorzugte männliche Geschlecht, findet hier ihre Berechtigung. Aber lässt sich eine solche Bevorzugung der Männer vom Sinngehalt der Schrift her rechtfertigen? Ist Gott ein Parteigänger nur einer Hälfte der Menschheit? Wenn nicht, und davon gehe ich aus, weil Gott nicht um der Männer willen Mann wurde, dann muss zum Verstehen der zitierten Aussagen der weitere Kontext des 1. Timotheusbriefes zu Rate gezogen werden.

b) Inkulturationspolitik

Der 1. Timotheusbrief gehört zu den sogenannten Pastoralbriefen (zusammen mit dem 2. Timotheusbrief und dem Titusbrief). Die Pastoralbriefe waren allgemeine Hirtenbriefe, nicht an die Adresse einer bestimmten christlichen Gemeinde gerichtet, um die Wende vom 1. zum 2. Jahrhundert verfasst und bezogen auf die damaligen besonderen Zeitumstände. Als Paulus mindestens ein halbes Jahrhundert davor die Mission der Heiden, also der Nicht-Christen, durchgesetzt hatte, waren an dieser erfolgreichen neuen Missionstätigkeit viele Frauen wesentlich beteiligt, ebenso am Aufbau der Gemeinden. Paulus hat diese Frauen auch rühmend hervorgehoben und namentlich genannt (Röm 16). Der hohe Anteil von aktiven Frauen in den christlichen Gemeinden erregte aber zunehmend Anstoß bei denen, „die draußen sind“ (1 Tim 3,7), also in der damaligen hellenistischen Welt, die eine patrilineare bzw. patriarchale Kultur darstellte.

Aus dem 2. Jahrhundert gibt es Dokumente wie etwa von dem heidnischen Philosophen Celsus, der das Christentum eine „Weiberreligion“ nannte. Das stellte die Christen, die auf ihr Wachstum und auf ihre Wirkung aus waren, vor die Frage, wie sie sich Ansehen bei den Außenstehenden verschaffen können, und die Antwort ging in die Richtung einer Inkulturation. Die Pastoralbriefe sind das Dokument eines Kulturationsprozesses zu Lasten der Frauen, ein Beispiel für eine Variante christlicher Politik. Kann diese Anpassung, die jedem prophetischen Geist widerspricht, unkritisch als Sinnmitte der Schrift ausgegeben werden?

c) Ein Bekenntnis zur Welt

Die Pastoralbriefe entstanden in einer Zeit, in der sich gnostische Spekulationen auch innerhalb der christlichen Gemeinden immer mehr Gehör verschafften. Mit dem Wort „Gnosis“ wird eine religiöse Richtung benannt, die u.a. dadurch faszinierend wirkte, dass sie imstande war, die Theodizeefrage zu beantworten, um die quälende Frage mit einem Schlage loszuwerden, warum es das Böse in der Welt gibt, und warum sich das Menschenherz nicht zum Guten wandelt. Die Antwort der Gnostiker lautete: Nicht der höchste Gott hat die Welt geschaffen, der somit auch nicht für das Böse verantwortlich ist, vielmehr hat ein dummer, begehrlischer und böser Demiurg, eine Art gefallener Engel, die Welt in Szene gesetzt, weshalb sie entsprechend miserabel beisammen ist. Die Menschen aber tragen in sich einen göttlichen Funken, eine göttliche Geistseele, die sie direkt vom wahren, einzigen Gott des Lichts empfangen haben, während der Körper den demiurgischen Begierden verfallen ist. Die meisten wissen dies allerdings nicht. Sie müssen erst daran erinnert werden durch einen göttlichen Erlöser, der aus dem Himmel herabsteigt (bei den christlichen Gnostikern mit Christus identisch). Die gnostische Heilsbotschaft lässt sich auf die Formel bringen: „Erinnere dich daran, dass du ein Gott bist.“

Wem diese Erkenntnis (Das ist die wörtliche Übersetzung des griechischen Wortes „gnosis“) schließlich zuteil wurde, konnte sich den braven Durchschnittschristen gegenüber erhaben fühlen. Für die Gnostiker war die Gesellschaft in Klassen bzw. Kasten eingeteilt. Dem entsprach in der Lebensführung der Erleuchteten die radikale Askese, denn es ging darum, durch die Verweigerung von Nachkommen die Schöpfung des bösen Demiurgens auszuhungern und dadurch zu zerstören.

Dem treten nun die Pastoralbriefe als dezidiert antignostische Schriften entgegen. (1 Tim 6,20 wird ausdrücklich vor der fälschlich so genannten „Erkenntnis“, also Gnosis gewarnt, fälschlich deshalb,

weil aus orthodoxer christlicher Sicht die Gnosis nicht die wahre Erkenntnis bringen kann.) Sie legen damit zugleich ein Bekenntnis zur Schöpfung ab und gegen den gnostischen Dualismus von Geist bzw. Seele und Körper. In diesem Kontext wird verständlich und nachvollziehbar, warum das Kindergebären plötzlich eine so große Bedeutung und für die Frauen sogar eine Heilsbedeutung gewinnt. Sieht man davon ab, dass das Kinderkriegen in 1 Tim 2 zur Bußleistung deklariert wird, dann lässt sich dieser Text auch als Bejahung des Lebens und der Zukunft lesen, solange man solche Aussagen nicht ohne Rücksicht auf die unterschiedlichen Zeitumstände direkt und unvermittelt in die Gegenwart versetzt. Was als ein ganz konkretes Wort in eine ganz konkrete Zeit einen Sinn macht, kann nicht allgemeingültige Sinnmitte der Schrift, der Heilsgeschichte und des Glaubens sein. Wenn die Bibel uns erzählt, dass Gott für seine Geschöpfe da ist, uns nahe kommen und zu einem gelingenden Leben verhelfen will, dann haben Männer und je länger je mehr auch Frauen etwas mitzureden bei der Frage, was gelingendes Leben je nach den Zeitumständen für sie heißt.

Ohne Zweifel gibt es innerhalb und außerhalb der Kirchen auch heute genug Männer, die eine unmittelbare und distanzlose Lektüre pflegen, die Frauen sich unterwerfen wollen und sagen: „Hier steht es ja geschrieben“. Genau besehen ist auch der Verfasser des Timotheusbriefes so vorgegangen. Denn in Gen 2 steht tatsächlich geschrieben, dass Adam zuerst geschaffen wurde, danach Eva. Ebenso steht dort geschrieben, dass Eva zuerst verführt wurde, danach Adam. Der 1. Timotheusbrief geht sogar noch weiter, indem er die Verführung des Adam unter den Tisch fallen lässt, um den Frauen allein als Bußleistung aufzuerlegen, ihre weibliche Biologie für den Kampf gegen die Gnosis einzusetzen.

Würde die Bewährung des Glaubens für Frauen für immer und ewig in der Unterwerfung und im Kindergebären bestehen, dann hieße das, die spirituelle Dimension im weiblichen Fall auf die Biologie zu beschränken. Aber das kann im Ernst nicht gemeint sein und taugt, feministischer Zeitgeist hin oder her, nicht als geistliche Mitte der Schrift. Aber es gibt eben auch andere Texte, die dieser Mitte wesentlicher näher stehen. Denn in Gen 1 liest es sich anders: Gott schuf den Menschen als Mann und Frau in seinem Ebenbild. Und aus Gal 3,28 geht deutlich hervor, dass jenseits von alten Bräuchen und neuer Anpassungspolitik der Geist der christlichen Taufe alle Rangordnungen beseitigt: Zwischen Völkern und ethnischen Gruppen, zwischen Herrn und Knechten und zwischen Männern und Frauen.

Univ.-Prof. Dr. Susanne Heine
ist Institutsvorstand für Praktische Theologie und Religionspsychologie an der Evangelisch-
Theologischen Fakultät der Universität Wien.